

**Zeitschrift:** Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Schaffhausen  
**Band:** 41 (1964)  
  
**Artikel:** Funde und Aspekte beim Ordnen des Johann-Georg-Müller-Nachlasses  
**Autor:** Zsindely, Andreas  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-841272>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Funde und Aspekte beim Ordnen des Johann-Georg-Müller-Nachlasses\*

Von Andreas Zsindely

Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen zu Beginn eine persönliche Erinnerung mitteile. In einer russischen Novelle — ich glaube sie war von Puskin —, die ich vor Jahren gelesen hatte, gelang es einem gewissen Herrn, nennen wir ihn Ivan Petrovits, seine Freunde zu überzeugen, dass sie ihm durch Sammlungen ein regelmässiges Einkommen sicherten, damit er sein grosses philosophisches Werk im Interesse der Menschheit in aller Ruhe verfassen könne. So ging es dann Jahre lang: nach dem reichlichen Mahl schloss er sich jeden Tag in sein Arbeitszimmer ein. Seine Hausfrau aber, die ihn einmal dabei schnarchen hörte, schöpfte einen furchtbaren Verdacht, öffnete seinen Schreibtisch und fand das grosse Werk mit der Anschrift «Die Philosophie des Ivan Petrovits» — das war aber auch alles: die Blätter waren leer. Damit endet die Novelle und zugleich die Geschichte dieses Lebenskünstlers. Nun, ich hätte Ihnen das alles gar nicht erzählt, wenn sich nicht gewisse Parallelen zwischen meiner Lage und der von Ivan Petrovits geradezu aufdrängen würden: Ich übernahm die Neubearbeitung des Johann-Georg-Müller-Nachlasses, arbeite daheim, in der Stadtbibliothek sieht man mich selten, und es wäre daher nicht zu verwundern, wenn manche sich dabei fragen würden: Was macht denn hier dieser Fremde überhaupt? Nun, diese Frage sollte heute abend jedenfalls auch nicht unbeantwortet bleiben. Ich möchte Sie jedoch versichern, dass ich mich auf diese Gelegenheit nicht darum freute, weil ich hier beweisen wollte, dass ich also doch nicht die ganze Zeit geschlafen habe, sondern vielmehr darum, weil ich Ihnen von dem historischen Wert und den weiteren Möglichkeiten des J.-G.-Müller-Nachlasses

---

\* Gekürzte Fassung eines im Historischen Vereins des Kantons Schaffhausen am 19. März 1963 gehaltenen Vortrags.



ein authentisches Bild geben kann und Sie zugleich versichern darf, dass ich mich in meinen Erwartungen bei dieser Arbeit nicht getäuscht habe.

Der Nachlass Johann Georg Müllers besteht aus 580 Faszikeln und Paketen, die von sehr unterschiedlicher Grösse sind; manche enthalten nur ein paar Schriftstücke oder zuweilen nur ein einziges Werk, andere dagegen drei- bis vierhundert Briefe. Ausser den Briefen und Schriften J. G. Müllers und teils auch seines Bruders Joh. v. Müller findet sich eine Schriftensammlung, die sich auf die Geschichte der Stadt bezieht. Einen beträchtlichen Teil bildet auch der Handschriftennachlass der Eltern und Ahnen J. G. Müllers, darunter des hochgeschätzten Grossvaters mütterlicherseits, Johannes Schoop, sowie auch der Familie seiner Frau, Maria Katharina Gaupp, und seines väterlichen Freundes, des Säckelmeisters Stokar. All diese Briefe und Schriften sind grösstenteils in deutscher, manche in französischer und nur einige in lateinischer Sprache geschrieben. Diese ungeheure Masse von Schriften ist noch im letzten Jahrhundert nur «en gros» nach Themen in verschiedene Gruppen zusammengestellt worden, und oft weiss man gar nicht, was die einzelnen Faszikel unter manchem nichtssagenden Titel wirklich enthalten. Nicht selten fand ich zur angenehmen Ueberraschung ganz andere, oft hochinteressante Schriften — in einer Gruppe, wo sie dem Titel nach überhaupt nicht hingehörten. Da aber solche Ueberraschungsmöglichkeiten die historische Forschungsarbeit in einem Archiv nicht gerade fördern, so ist es meine Aufgabe, einen Katalog zu erstellen, der jede einzelne Schrift erfasst, damit man endlich genau wissen kann, was der J.-G.-Müller-Nachlass wirklich enthält, und zwar so, dass ein jedes Stück nach seinem Verfasser auffindbar ist. Dies ist die eigentliche Vorarbeit für weitere historische Forschungen. Eine solche Katalogisierung hat natürlich auch ihre trockenen Seiten, weil dabei sogar die historisch wichtigsten Schriften meistens nur als Aktenstücke behandelt und geordnet werden müssen. Sie bedeutet aber auch viel Freude, und darum will ich Sie nicht noch länger mit diesem trockenen Thema ermüden, sondern vielmehr über diese Freude sprechen. Denn was kann erfreulicher sein, als wenn man bei einer solchen Arbeit sieht, wie viele weitere Möglichkeiten dieser Nachlass dem Historiker noch bietet? Ich möchte Ihnen also jetzt einen kleinen Ueberblick von den noch unerschöpften Quellen, unerforschten Gebieten und Themen geben, die sich, meinen bisherigen Erfahrungen nach, im Nachlass befinden — frei- lich ohne alle solche Möglichkeiten hier erörtern und eingehend



behandeln zu können. Eine kleine Blumenlese von interessanten Briefen und Schriften soll dabei als Beispiel und vielleicht auch als Anstoss zur weiteren Beschäftigung mit diesen Themen dienen.

Vorerst stellt sich die Frage: Womit kann der Nachlass zur Biographie und zum besseren Verständnis Joh. v. Müllers noch beitragen?

Bei der Beschäftigung mit den Schriften J. v. Müllers, die sich im Nachlass seines Bruders befinden, musste ich bald mit einiger Ueberraschung feststellen, dass es in der sonst ziemlich genauen und ausführlichen Biographie von Karl Henking eine grosse Lücke gibt: der Aufenthalt J. v. Müllers in Wien, der immerhin mehr als ein Jahrzehnt gedauert hat, wird sehr stiefmütterlich behandelt. Besonders vermisst man einen Bericht über die Bekannten und Freunde Müllers in Wien. Ausser der jämmerlichen Hartenberg-Affäre, die durch den Betrug des jungen Fritz von Hartenberg Müller 14000 Gulden und man könnte sagen sein Ansehen in Wien gekostet hat, werden nur die Beziehungen zum Rittmeister v. Fièr und zum Grafen v. Erlach aus Bern erörtert — auch diese nur ganz kurz. Aus den noch unveröffentlichten Handschriften geht jedoch hervor, dass Müller in Wien manche interessante Verbindungen und Freundschaften angeknüpft hatte, die noch erforscht werden müssten. Ich möchte hier nur zwei Freunde als Beispiel erwähnen, die zwei grundverschiedenen politischen und weltanschaulichen Richtungen angehörten. Der eine war der aus Tirol stammende Baron v. Hormayr, Historiker, eifriger Anhänger und Schüler Müllers und zugleich ein in Wiener literarischen Kreisen bekannter Journalist, der einen strengen römisch-katholischen Standpunkt vertrat. Eine Anzahl Briefe bezeugen diese Freundschaft, und Hormayr bekannte sich auch später immer zu Müller als seinem Lehrmeister. Die andere Freundschaft, die noch viel inniger gewesen sein muss, weist auf Müllers Verbindungen zu den Freimaurerkreisen Wiens hin: der bekannte ungarische Dichter János Batsányi, dessen 200. Geburtstag in Ungarn dieses Jahr gefeiert wird, seine Frau Gabrielle v. Baumberg, die gefeierte Dichterin von Wien zu jener Zeit, sowie auch ihr Vater waren angesehene Mitglieder des Freimaurerordens und zugleich gute Freunde J. v. Müllers. Batsányi musste wegen seiner revolutionären Gesinnungen und Gedichte ein Jahr im berüchtigten Gefängnis von Kufstein verbringen — eigentlich kein Wunder, wenn man bedenkt, dass er in seinem berühmtesten Gedicht die führenden Stände, Gutsherren und Grandseigneure Ungarns zur Zeit des Terrors und der Hinrichtungen in Paris aufgefordert hat, ihre



Blicke auf diese Stadt zu richten, um darin ihr eigenes Schicksal und ihre Zukunft zu erblicken! Als der Dichter aus dem Gefängnis entlassen wurde und durch seine Freimaurerfreunde eine kleine Stelle in der österreichischen Staatsbürokratie erhielt, wurde er 1796 mit Müller bekannt und bald eng befreundet. Aus ihrem Briefwechsel geht hervor, dass sie sich Jahre lang wöchentlich und manchmal noch häufiger trafen, zusammen lasen und über Fragen der Zeit diskutierten. Im Schicksal der beiden Männer gab es tatsächlich viel Gemeinsames: beide waren Fremde in Wien, beide kamen aus Ländern, die im Laufe ihrer Geschichte zahlreiche Freiheitskämpfe gegen Oesterreich auszufechten hatten; beide interessierten sich brennend für die Literatur und die grossen Geistesströmungen ihres Zeitalters. Batsányi sagte später, sie hätten sich in der österreichischen Hauptstadt zusammengetroffen wie zwei einsame Wanderer.

Es ist überhaupt merkwürdig, welchen bedeutenden Platz die Ungarn in J. v. Müllers Wiener Bekanntenkreis einnahmen. Ausser Batsányi soll hier nur noch auf die reiche Korrespondenz Müllers mit dem gelehrten Staatskanzler, dem ehemaligen Basler Studenten Graf Samuel v. Teleki hingewiesen werden sowie auf seine Bekanntschaft mit dem Grafen Széchenyi, dem grossen Sammler und Gründer des ungarischen Nationalmuseums, und mit dem Budapester Universitätsprofessor Lajos Schedius. Mit Ueberraschung sah ich, dass Müller auch zur Katalogisierung der wertvollen Bibliothek des Grafen Ráday, die jetzt der ref. Kirche in Budapest gehört und wo ich jahrelang gearbeitet habe, mit seinen Ratschlägen beitrug. Die Einheit der europäischen Kultur ist also keine blossе Redensart, und es ist wirklich merkwürdig, wo man überall auf deren Vorhandensein stösst.

Es würde sich lohnen, das Thema «J. v. Müller und Ungarn» einmal gründlich auszuarbeiten; hoffentlich werde ich einmal dazu Gelegenheit finden. Ich möchte diesmal nur noch bemerken, dass Müller eine starke Sympathie für Ungarn hatte — was ihn allerdings nicht daran hinderte, einige Fehler bei der Geschichte Ungarns in seiner Weltgeschichte zu begehen! Er machte mehrere Reisen durch Westungarn, kannte Raab, Oedenburg, Eisenstadt und sah auch das berühmte Schloss des Grafen Esterházy, das für uns heute hauptsächlich mit dem Namen Haydns und Brahms verbunden ist. Seine Sympathie beweisen auch einige Bemerkungen unter seinen Aufzeichnungen, und es war gewiss kein Zufall, wenn der raffinierte Betrüger Fritz v. Hartenberg den für Müller erfundenen Herzensfreund in die Gestalt eines typisch ungarischen Hochadeligen ge-



kleidet hatte. So schrieb dann der arme betrogene Müller, auf den, wie wir wissen, eine starke Männlichkeit immer grossen Einfluss ausgeübt hatte, begeistert von «seinem Hunnen». «Denk doch» — schwärmt er einmal seinem Bruder über die erdichteten Batthianys — «im Lande der Hunnen und Avaren so eine Familie!» — Ich muss allerdings gestehen, dass ich mich als Ungar nicht besonders geschmeichelt fühlte, als ich diese Bezeichnung las!

Viel Originelles findet sich auch in den Briefen der beiden Diener von J. v. Müller, Andreas Bellois und Michael Fuchs. Ich glaube, es würde sich lohnen, auch mal einen Aufsatz über das Thema «J. v. Müller in den Augen seiner Dienerschaft» zu schreiben. Die offenen, manchmal sogar derben Ausdrücke, womit sie ihren Herrn — z.B. in den Briefen an seinen Bruder Johann Georg — darstellten oder ihm selber die Wahrheit in ungehobelten Worten mitteilten — Bellois schrieb ihm z.B. einmal, was in Wien über ihn herumgeredet wurde —, das alles würde das historische Bild J. v. Müllers gewiss bereichern. Es braucht freilich starke Nerven, da die Briefe von Bellois eine unbeschreibliche Sudelei sind. Kein Wunder, dass J. G. Müller einmal die Geduld verlor, als Bellois, der uns in seinen Briefen als ein ziemlich schlechter Charakter entgegentritt, nach dem Tod J. v. Müllers in einem langen unleserlichen Brief verschiedene Ansprüche stellte, seine eigenen Verdienste in unbescheidener Weise betonte und sogar eine verborgene Drohung beimischte, nämlich, dass er die Absicht hätte, einige Erinnerungen über J. v. Müller zu veröffentlichen... J. G. Müller liess ihm daraufhin durch den anderen Diener, Fuchs, sagen, er verbitte sich diese absurde Idee, Bellois sollte ihn von weiteren Briefen verschonen, diesen habe er auch kaum lesen können, ausserdem solle er sich nicht rühmen, als hätte J. v. Müller alle seine Erfolge nur ihm zu verdanken, er, J. G., kenne ihn genügend, u. a. wie er dem Alkohol nicht widerstehen könne und werde ihm bald zeigen, dass er sich nicht alles gefallen lasse wie sein gutherziger verstorbener Bruder! Ganz anders war das Verhältnis zum «ehrlichen Fuchs», wie er in der Korrespondenz immer genannt wird. Ihm machte J. G. Müller geradezu das Angebot, seine Erinnerungen über seinen Herrn aufzuzeichnen, Fuchs lehnte es aber aus Bescheidenheit ab.

Ueber das letzte Lebensjahr J. v. Müllers gibt es viele interessante Aufzeichnungen und Briefe im Nachlass seines Bruders, der dieses Material besonders eifrig zu sammeln schien. Der Grund dafür war offensichtlich sein Wunsch, den verstorbenen Bruder durch diese Belege über seine Leiden am Hofe Jérôme Napoleons in Kassel



vom Verdacht des Opportunismus zu reinigen, der sich seit seinem Frontwechsel zugunsten der Franzosen in weiten Kreisen Deutschlands verbreitet hatte. Bekanntlich hat schon Goethe Müller verteidigen müssen, und zwar nicht einfach aus Kosmopolitismus, sondern weil er diesen Wandel selber mitgemacht hatte. Napoleon nannte er «meinen Kaiser» und sogar am Anfang der Befreiungskriege rief er noch den deutschen Patrioten verächtlich zu: «Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu gross, ihr werdet sie nicht zerbrechen.»

Wie J. G. Müller und seine Freunde die Ehre seines Bruders zu verteidigen suchten, zeigt der folgende Brief des Basler Bildhauers Johann Christen an ihn: «Schätzenswürdiger Freund! Ich bemerkte aus Ihrem lieben Brief Besorgung, als hätte ich vielleicht an einem unechten Ort etwas, so Sie nur mir als Freund von Ihnen anvertraut, gesprochen. Nein, seien Sie deswegen ohne Sorgen. Wie man mit der ausgezeichnetsten Wärme, als einer der ersten Schriftsteller und als einer der besten gefälligsten Menschen, von Ihrem seligen Herrn Bruder sprach, so sagte ein Gelehrter in einer zahlreichen Gesellschaft bei Freund Präsident Jakobi: Schade, Jammerschade, dass er auch ehrsüchtig war und an den bekannten Hof gegangen ist! Da nahm ich seine Partei und sagte ihnen, wie Napoleon ihn zu sich gerufen habe, und beinahe eine Stund mit ihm gesprochen, ihm glauben gemacht, dass er das Wohl der Menschen wolle; durch die ausserordentliche Beredsamkeit wäre Ihr seliger Herr Bruder ihm günstiger geworden und habe geglaubt, dort als Minister viel nützen zu können; da aber Zeitumstände und Gegenarbeiter alle seine schönen Hoffnungen zernichtet, so hätte sein Zartgefühl ihm die plötzliche Krankheit und den Tod zugezogen. So gelang es mir auch, bei diesen trefflichen Männern, das was sie Ihrem seligen Herrn Bruder zu Last legten, auszureden. Hierauf wurden sie begierig, den Brief in Betreff der Unterredung mit Napoleon zu Berlin zu sehen. Uebrigens hat mir ein Fremder bei ... Pestalozzi noch weit mehr von Ihrem seligen Herrn Bruder gesprochen, der ganz intim war mit ihm in Kassel... usw. Basel, 18. Brachmonat 1811.»

Es ist klar: hier stehen wir an der Quelle der weitverbreiteten Ansicht, wonach J. v. Müller an Traurigkeit und Kummer gestorben ist. Dies ist natürlich eine grobe Simplifizierung, das hat uns Dr. Schib genügend gezeigt. In der erwähnten Beweissammlung J. G. Müllers befinden sich jedoch mehrere Aufzeichnungen und Aussagen von Augenzeugen, die einem zu denken geben, da sie die Atmosphäre von Kassel, in welcher J. v. Müller arbeiten musste, in ein recht



trübes Licht und Müllers Gemütsverfassung als recht traurig erscheinen lassen. Ich möchte jetzt nur zwei kurze Stellen erwähnen. Georg v. Mandach schrieb an seinen Neffen Johann Konrad v. Mandach, dem treuen Freund der Brüder Müller, aus Kassel im Mai 1810: «Fuchs hat mir Pröbchen erzählt, wie die Leute hier untereinander leben, so dass mir Hören und Sehen verging, und ich nicht tot, geschweige lebend in einem solchen Cabalen-Nest wie dieses Kassel leben möchte. J. v. Müller war unter so vielen Wölfen der einzige ehrliche Mann. Anfangs war er im ganzen Ministerium der einzige Deutsche...» — jeder kam also mit seiner Klage zu ihm. Als J. G. Müller seinem Bruder durch einige im westfälisch-königlichen Dienst stehende Freunde ein bescheidenes Grabmal im Friedhof zu Kassel errichten lassen wollte, erhielt er eine erschrockene Antwort. «Mein Gesuch für Errichtung eines kleinen Denkmals» — notierte sich Müller darauf im Oktober 1811 — «müsste sorgfältig behandelt werden. Der König sei noch immer Müllern nicht gut; würde so etwas errichtet ohne seinen Willen und er erführe es, so könnte es üble Folgen haben. Schalch und andere wollen den guten Augenblick abpassen, mit dem König darüber zu sprechen.» Die feigen Höflinge trauten sich also fast 2<sup>1/2</sup> Jahre nach seinem Tod noch immer nicht, den Namen J. v. Müllers und sein verfallenes Grab dem König Jérôme zu erwähnen, aus Furcht, dass dies unangenehme Erinnerungen an ihn hervorrufen könnte! Man muss sich wirklich fragen, womit der arme Müller so einen Hass über den Tod hinaus ausgelöst haben mochte! Unter dem Eindruck solcher Nachrichten schrieb J. G. Müller, etwas pathetisch aber in ehrlicher Bestürzung: «Es ist in der Tat, als ob mein guter Bruder darum nach Kassel gekommen, um hier am Ende seines Lebens für alle Sünden derselben noch einmal abzubüssen, um dann begnadigter und des Lebens satt in das Bessere hinübergehen zu können!»

Zur Beurteilung J. v. Müllers durch die Zeitgenossen ist auch der Brief der berühmten Schriftstellerin Madame de Staël an Joh. Konrad v. Mandach von Bedeutung, den sie zum Tod Müllers schrieb. Da der Brief, soviel ich feststellen konnte, bisher im Druck noch nicht erschien, möchte ich einen Teil daraus vorlesen. Man muss sich allerdings darüber im klaren sein, dass Mme de Staël eine erbitterte Feindin Napoleons war und Müllers Amtsannahme in Kassel stark missbilligte. «La nouvelle que vous m'avez annoncé, Monsieur» — schreibt sie — «m'a fait beaucoup de peine, c'était un homme bien illustre que celui que l'Europe vient de perdre. Il avait consacré sa vie à l'étude, à la pensée, à toutes les nobles causes, dont un instant



de faiblesse l'a détourné, mais sa mort efface cette faiblesse, et comment ne fremissait-on pas en voyant s'anéantir avec lui une telle masse de connaissances, de travaux et d'idées! S'anéantir pour ce monde, car je n'en doute, c'est un mérite de vertu aux yeux de la divinité, que des jeûns (?) consacrés à des études si hautes. Je me rappelle, Monsieur, le plaisir que j'ai eu de vous recevoir a Coppet.»

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine andere Schrift erwähnen, die bisher ebenfalls unbekannt, oder wenigstens ungedruckt, zu sein scheint: eine kurze Lebensbeschreibung J. v. Müllers, die er für den französischen Gesandten in Basel verfertigt hatte — mit der offenbaren Absicht, sich bei den Franzosen im günstigen Licht erscheinen zu lassen. Die Schrift, oder Abschrift, befand sich neben dem Testament Müllers und durfte ebenfalls erst nach seinem Tode eröffnet werden.

Nun wollen wir aber von J. G. Müller sprechen. Sein Schicksal war ja immer — sowohl in seinem Leben als während den fast 150 Jahren seit seinem Tode —, dass er im Schatten seines grossen Bruders unverdienterweise stark in den Hintergrund geriet; wenigstens heute soll er also zu dem ihm gebührenden Platz kommen.

J. G. Müller wurde am 3. September 1759 in Neunkirch, als Sohn des Helfers Joh. G. Müller und der Anna Maria Schoop, geboren. In Schaffhausen erlebte er eine ziemlich unglückliche Jugend, wobei die Unterschätzung seiner Talente, das damalige trockene Lehrsystem und manche schwere Gewissens- und Glaubenskrisen eine Rolle gespielt haben. Müller wählte den geistlichen Beruf und verbrachte vor seinem theologischen Examen drei Jahre in der Fremde (1779 bis 1782), da ihn sein Theologiestudium zuerst nach Zürich, dann nach Göttingen und schliesslich nach Weimar führte. Diese Lehrjahre Müllers standen immer im Mittelpunkt des historischen Interesses und der Forschung. Das ist auch kein Wunder, da er zu dieser Zeit mit zwei der bedeutendsten Gestalten jener Epoche in enge persönliche Verbindung trat und ihr Schüler wurde. Der erste war Johann Caspar Lavater, der mit seinen Anhängern in Zürich ein radikales, gegen den herrschenden Rationalismus ausgerichtetes Christentum vertrat, mit viel Herzenswärme, aber auch mit manchen schwärmerischen Zügen. Der andere war Johann Gottfried Herder, Superintendent in Weimar, berühmter Schriftsteller, origineller Theologe, der die menschliche Seite der Heiligen Schrift stark zur Geltung zu bringen suchte, ein bedeutender Geschichtsphilosoph und Freund Goethes, mit universaler Bildung. — Hier möchte ich bemerken, dass Herder in der Entwicklung Ungarns eine besondere



Bedeutung zukommt: er prophezeite nämlich den baldigen Untergang und das Absterben des ungarischen Volkes, da es seine geschichtliche Rolle bereits verspielt hätte. Gerade dadurch wurde er aber zur Ursache der grossen Reformbewegung anfangs des letzten Jahrhunderts, die zeigen wollte, dass Ungarn doch noch nicht auf den Schutthaufen gehörte!

J. G. Müllers Tagebuch und Korrespondenz, die sich mit diesen berühmten Männern befassten, wurden grösstenteils noch im 19. Jahrhundert, dank der Arbeiten von Jakob Bächtold und Eduard Haug, bekannt. Wahrscheinlich war das die Ursache, warum man sich nicht weiter mit den Schriften aus Müllers Studentenzeit befasst hatte; die Quellen schienen erschöpft. Auf Grund ausführlicher Vergleichen kann ich Sie jedoch versichern, dass in den unveröffentlichten Aufzeichnungen und Briefen Müllers noch viel Unbekanntes und Interessantes aus jener Zeit und über seine Beziehungen zu Lavater und Herder liegt. Ganz besonders betrifft dies seine Briefe an seinen besten Jugendfreund, den späteren Konrektor Georg Martin Hurter, die durch Zufall unbeachtet blieben.

In Zürich wurde aus dem jungen Müller im Hause des Theologen Joh. Kaspar Häfeli ein eifriger Lavater-Anhänger. Die bereits veröffentlichten Teile seines Tagebuches geben bezeichnende Episoden aus dem Leben und Kampf des Lavaterkreises, aber auch in den noch unbekannten Abschnitten lesen wir manches über den gesellschaftlichen Umgang der Lavaterianer untereinander, über Gebetserhörungen, von Lavaters Wahl zum Helfer, oder von Müllers Besuch bei Lavater mit einem Brief seiner Mutter, wie auch von seiner Einladung und seinem Gespräch mit Joh. Konrad Pfenninger, Lavaters bestem Freund. Ich möchte jetzt nur einen Abschnitt vorlesen über die erste Begegnung Müllers mit Goethe, der damals noch ein Freund Lavaters war. Die jungen Studenten in Häfelis Haus hatten sich nämlich in den Kopf gesetzt, dieses Weltwunder nicht aus Zürich wegziehen zu lassen, ohne es gesehen zu haben. Und so konnte dann Müller in seiner naiven Art seinem Herzensfreund Hurter nach Schaffhausen am 9. Dezember 1779 berichten: «Was ich von Goethe gesehen und gehört habe? wenig! — Er blieb ungefähr zehn Tage hier, logierte bei Lavater, der Herzog beim Schwert. Goethe hatte oben im Hause ein Zimmer, wir hätten ihn gern gesehen, ohne durch feierliche Vorstellung in Verlegenheit zu kommen; weil wir aber meistens nur in den unteren Zimmern des Hauses leben und weben, traf's uns nie, dass wir ihn sahen. Meistens war er ausgegangen. Endlich fragte Häfeli Lavater in einem Billet, wann



wir auf obige Art Goethe sehen könnten. Lavater bestimmte die Stunde. Es war an einem Sonntag nach der Morgenkirche; wir gingen zu Lavater. Goethe wollte sich oben ankleiden, um zum Herzog zu gehen, Lavater führte uns in sein Zimmer. Goethe stand am Ofen, ein etwas langer hagerer, gelblicher Mann, mit einer herrlichen Stirne und Augen, aber einem etwas verzogenen Mund und hängenden Backen. Er fragte uns freundlich, wer wir seien? vom Weg nach Schaffhausen, Konstanz und St. Gallen u. a. Wir antworteten, waren etwa 10 Minuten da, drehten uns auf alle Seiten, um ihn recht betrachten zu können und empfahlen uns endlich. Er hat mir sehr wohl gefallen, obgleich einige Porträts von ihm sehr verengelt und ihm, wenigstens jetzt, unähnlich sind... Der Herzog ist noch sehr jung, gross, breitschultrig, aufmerksam auf alles, was er sieht und hört. Er war alle Tage bei Lavater, und ass meistens da zu Nacht. Pfenninger war bisweilen auch da, einmal blos im Nachtrock.»

Im Frühling 1780 kam Müller mit seinen Freunden Hurter und Enderis nach Göttingen. An der Universität, wo der scharfe kritische Wind der Aufklärung wehte, musste er manche Punkte in seinem theologischen Denken revidieren, was nicht ohne seelische Krisen geschehen konnte. Er litt tatsächlich viel. Andererseits war aber das Studentenleben doch vielseitig und interessant. Ich möchte Ihnen nun eine bisher unbekannte Aufzeichnung vom Sommer 1780 vorlesen, die uns einen Einblick in Müllers Stimmung und zugleich in das Studentenleben an der Universität Göttingen ermöglicht, die schon damals ein Massenbetrieb war: «Geist und Herz sind seit vielen Wochen wie ein herumgeschleuderter Ball ohne Halt, von einem Ende zum andern treibt's mich, und ich kann nichts machen, als aufsehen und mich getrösten der Erbarmung Gottes. Weiss gar nicht, was es werden will... O, es ist ein schreckliches Ding um eine Geisteswüste... 2 fürchterliche Auftritte haben mich diese Woche im Innersten erschüttert. Einer gestern Abend in Blumenbachs Kollegium. Da sind wohl 3—400 Purschen bei einander, viele mussten stehen. Ich sass an einer Ecke einer Bank, neben mir standen viele. Blumenbach las und alles war still, ich schrieb... und bückte mich also nieder. Einmals platzte etwas — siehe, da lag 3 Schritte vor mir einer auf dem Boden, todblass, ohne Sinne, Bewegung und bald ohne Leben. Ich erschrak ganz entsetzlich. Er hatte eine Ohnmacht bekommen und war rücklings gefallen, dass ich glaubte, der Kopf würde ganz zerschmettert sein. Man brachte ihn wieder zu sich selber, er soll aber noch 2 bekommen haben... Sobald *ich* wieder zu mir selber kam, fiel mirs auf, wie mir sein würde, wenn ich die



Ohnmacht bekommen hätte und daran gestorben wär. Und ich fühlte mich nicht ruhig!... Der zweite Schrecken war letzten Dienstag Nachts. Ungefähr  $\frac{1}{4}$  vor 9 kam die Magd gelaufen: „wollen Sie nicht auch zum Wehndertor gehen, es ist ein Pursch erschossen worden!“ Ich zitterte am ganzen Leibe und lief mit Hurter hinaus. Da war eine entsetzliche Menge Leute, und der Geschossene lag in einer untern Stube. Weil mir dergleiche Anblicke bestens interessant sind, drängte ich mich durch die Wachen hinein. Er lag da auf Stroh..., fürchterlich röchelnd. Er war ein Bürgerssohn. Ein Pursch war in seinen Garten gestiegen, um Vögel zu schießen; es gab Wortwechsel und da schoss ihn der Pursch mit Hagelgeschoss mitten durchs Herz. Ich stand etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde immer neben seinem Bett, sah das sichtbare Abnehmen und... auch die blutende Wunde an der Brust... Der Mörder war die ganze Nacht in der Stadt geblieben, und erst am Morgen flüchtete er. Man schrieb ihn aus, heute wurde er gefangen... Er ist aus dem Braunschweigischen, ein Theologe... Das Concilium und besonders Prorektor Less müssen sehr verlegen sein. Auch in Göttingen hätte man das wohl am wenigsten erwartet. Ich fürchte immer, die Schlägereien kommen wieder auf.»

Mit Herder trat Müller schon während seiner Göttinger Studenzeit in Verbindung. Er machte die Bekanntschaft des Weimarer Gelehrten, als er zum ersten Mal im Oktober 1780 zu ihm reiste. Von dieser romantischen Fusswanderung schrieb er Hurter nach Göttingen: «Endlich und endlich kam ich unters hiesige Tor (in Langensalza). Man hielt mich an, liess mich aber gleich wieder laufen, weil man sah, dass ich der Mordbrenner nicht war, der gestern in Gotha Feuer anlegte — besage des Steckbriefes. Nun ging ich in die Stadt, die auch recht angenehm ist, weil die Häuser auch mit Reben bepflanzt sind. Von Göttingen... bis hierher waren es... zusammen 16 Stunden. Morgen hab ich 8 Stunden bis Erfurt und 5 bis Weimar. Wo ich zu Mittag essen werde weis ich nicht — ich denke fast nirgends oder an 2 Orten. Erst am Samstag Morgen geh ich zu Herder: da hebt mir den Daumen!»

Das Experiment ist gelungen, die Aufnahme war herzlich. Er blieb acht Tage. Von diesem ersten kurzen Besuch bei Herder gibt das Tagebuch und die Reisebeschreibung Müllers, die von Jakob Bächtold unter dem Titel «Aus dem Herderschen Hause» 1881 veröffentlicht wurden, ein lebendiges Bild; er bedauert nur, dass die Informationen über den zweiten, weit bedeutenderen Aufenthalt Müllers in Weimar während des ganzen Wintersemesters 1781/82 so dürftig sind. Merkwürdigerweise entging ihm, dass Müller seinem



Freund Hurter, der weniger glücklich war und in Göttingen bleiben musste, häufige und weitläufige Berichte aus Weimar schickte — vielleicht, um ihn damit für alles, was er versäumte, zu entschädigen. Diese Briefe oder wenigstens jene Abschnitte würden es verdienen, ebenfalls einmal veröffentlicht zu werden, da ihr Inhalt mindestens so wichtig und für die Kirchengeschichte interessant ist, wie die bereits von Bächtold herausgegebene Reisebeschreibung.

Ich lese Ihnen einige Abschnitte vor. Zuerst ein Beispiel für die Methode Herders bei der Weiterbildung des jungen Theologiestudenten aus der Schweiz: «Vor 8 Tagen», schreibt Müller am 28. Okt. 1781, «machte ich einen Schematismus über Jesaja 40... (mein Lieblingstext). Er korrigierte ihn, oder strich ihn vielmehr völlig aus, und sagte, er habe erst letztern 6. Jenner darüber gepredigt. Ich liess das gut sein, er sagte weiter kein Wort. Am folgenden Morgen kam ich in die Kirche, — mein Gott, wie presste mir mein Herz, als er *diesen* Text nahm und ausserordentlich schön drüber predigte. Ich konnte ihm meine Freude nicht genug bezeugen.» Wir erfahren auch einiges über die Vorbereitungen Herders auf seine Predigten, was für die Geschichte der Homiletik ebenfalls interessant sein wird, und öfters berichtet Müller als Ohrenzeuge über seine Predigten in der Kirche: «...man sang und spielte das Te Deum...» — heisst es einmal — «o, Gott! Strömend hob sich die Lobpreisung zum Himmel. Herder konnte das Weinen bei seiner schönen Predigt nicht mehr halten. Für jedesmal weint er, aber es merkt kein Mensch, er kann es erdrücken, aber seine Frau nicht.» Es gibt aber auch andere Berichte, u. a. vom Seminar Herders über die Kunst des Predigens, vom täglichen Studium- und Lebensprogramm in seinem Hause, oder sogar von Goethes anatomischen Vorlesungen, die Müller ebenfalls regelmässig besuchte.

Es fiel dem jungen Studenten nicht leicht, diesen Ort des strömenden geistigen Lebens mit der Enge seiner Heimatstadt zu vertauschen. «Ich denke ungefähr den 15./20. März hier abzureisen» — schreibt er Hurter am 15. Februar 1782 — «Herder hat die Konfirmanden und kann mich also nur bis Erfurt begleiten. Dann in Eisenach nehm ich wahrscheinlich eine eigene Chaise, weils wohlfeiler ist. Es ist mir bang auf Schaffhausen, wie Du leicht denken kannst.» Allmählich lebte er sich jedoch wieder in die heimtlichen Verhältnisse ein. Die langen Jahre, die er als unbezahlter Kandidat der Theologie auf seine Anstellung zu warten hatte, und die weiteren, die er als bescheidener Katechet verbringen musste, hatten wenigstens den Vorteil, dass er als wahrer Zeitmillionär unglaublich viel



gelesen und sich eine ungeheure Bildung angeeignet hatte. Dies zeigt sich auch in seinen Werken. Am bedeutendsten war Müller als Erbauungsschriftsteller; auch seine historischen Werke tragen diesen Charakter — es genügt, wenn wir auf die «Bekenntnisse merkwürdiger Männer» oder auf seine Reformationsgeschichte hinweisen. Ich möchte jetzt nicht näher auf seine literarische Tätigkeit eingehen, nur bemerken, dass sein Buch, die «Unterhaltungen mit Serena», seinen grossen Erfolg gerade der vielseitigen Bildung Müllers verdankte, die er in jenem Werk den Frauen seiner Zeit zugänglich zu machen suchte.

Im folgenden möchte ich nur die wichtigsten Ereignisse in Müllers Leben erörtern und auf die Punkte hinweisen, die unsere weitere Aufmerksamkeit verdienen. Kurz nach seiner Rückkehr aus Deutschland kam die Liebe und schliesslich die Heirat mit Maria Katharina Gaupp, einer reichen Kaufmannstochter. Diese kinderlose Ehe wurde sehr glücklich, obwohl es an Spannungen auch nicht fehlte, besonders in den ersten Jahren. Aus den Briefen ist es klar, dass die Ursache eher in Müllers Charakter lag, der seine Frau oft allzu schulmeisterhaft behandelte. In späteren Jahren wurde dann aus dieser Ehe durch das gegenseitige Verständnis und die Liebe ein Verhältnis, das man nur mit dem Wort «rührend» bezeichnen kann.

Die grossen Zeitereignisse und die Helvetische Revolution, die Müller an die höchsten Stellen seines Heimatkantons brachten — 1798 als Unterstatthalter, später als Oberschulherr und Regierungsrat —, nehmen selbstverständlich einen wesentlichen Platz unter seinen Schriften ein. Vermutlich wäre da noch manches zu finden. Ich möchte aber eher auf die Riesenkorrespondenz Müllers hinweisen — und zwar nicht nur mit seinem Bruder, obwohl daraus neulich auch einige Stücke zum Vorschein gekommen sind, sondern mit seinen Freunden und Bekannten. Diese Briefe enthalten viel Unbekanntes, das uns helfen könnte, diese Zeit besser kennen zu lernen und einiges zur Geschichte Schaffhausens beitragen würde. Sogar Kleinigkeiten sollten dabei nicht verachtet werden. Und wenn z.B. J. G. Müller sich 1814 darüber beklagt, dass die Bürger von Schaffhausen sich viel mit den Kosaken ärgern müssen, da diese eine kolossale Freude an den Türglocken finden und der Versuchung nicht widerstehen können, sie immer wieder zu ziehen und läuten zu lassen — dann gehört auch das selbstverständlich zur Geschichte dieser Stadt!

Die Briefe Müllers bieten aber auch Gelegenheit für eine Reihe von Einzelthemen: Es wäre z.B. interessant, die Stellungnahme der



beiden Brüder Müller zu ihrem berühmten Zeitgenossen Pestalozzi und seinem pädagogischen System näher zu untersuchen. Wie man in der Bibliographie von Ernst Schellenberg sehen kann, gab es Bemerkungen über J. v. Müller in Pestalozzis Werken. Es würde sich sicher lohnen, auch die Aussagen der beiden Müller über Pestalozzi in ihren Briefen zusammenzusuchen — es gibt eine Menge, und ich kann Ihnen verraten, dass sie ihm nicht sehr wohlgesinnt waren. Ebenfalls die Pädagogie bildet das Hauptthema des Briefwechsels zwischen J. G. Müller und Prof. Bengel in Tübingen, die über Fragen und Probleme des Universitätslebens und die Lage der dortigen Schweizer Studenten korrespondierten. Für das Gebiet der Kirchengeschichte sind die Quellen besonders reich, was bei dem ausgedehnten Briefwechsel Müllers mit Geistlichen und Professoren nicht zu verwundern ist. Für jemanden, der es unternehmen würde, das Werk Paul Wernles über den schweizerischen Protestantismus zu ergänzen und in das 19. Jahrhundert fortzusetzen, wären diese Briefe, die jetzt zugänglicher gemacht werden, unerlässlich. In die Musikgeschichte führen uns einige Briefe, die sich neben einer kleinen Sammlung von Dokumenten auf den Auftritt und Tod der blinden Künstlerin Kirchgessner in Schaffhausen beziehen, die u. a. auch von Mozart hochgeschätzt wurde. Müller stand mit mehreren Schweizer Künstlern in Verbindung. Der Bildhauer Christen wurde bereits im Zusammenhang mit Joh. v. Müller erwähnt. Die Briefe des Landschaftsmalers Billwiler geben uns ein bezeichnendes Bild über die damaligen Verhältnisse der Künstler in der Schweiz, über ihre Kämpfe, Rivalitäten, Pläne und Träume.

Der interessanteste Künstlerbrief stammt von der Studienreise des lebenslustigen Bruderpaares August und Xaver Curiger aus Einsiedeln nach Wien zur Zeit grosser historischer Ereignisse (Wien 14. Juni 1809). Die Wien betreffenden Nachrichten sollen hier mitgeteilt werden: «Bei unserer ganzen Donaufahrt hatten wir trefflichste Witterung, und den 28. August 1808 sind wir in Wien angekommen. Wir erkundigten uns sogleich nach unserem ältesten Bruder, welcher seit 6 Jahren sich hier befindet und trafen ihn wohl an. Das erste Geschäft war nun, die Akademie der bildenden Künste zu besuchen. Mit Ehrfurcht tritt man in den Saal der Antiquen, mit bewunderung sehen wir die grossen Werke. Die Einrichtung der hiesigen Akademie ist vortrefflich geordnet, Canova bekannte selbst als er hier war, dass in Rom die Einrichtung der Akademie nicht besser sei. Von diesem berühmten Mann befindet sich hier in Wien in einer Kirche das Denkmal von der Erzherzogin Christina... Die



Herren Professoren der Akademie sind: Direktor Zauner, Fischer, Tüger, Maurer etc. Das Belvédère, wo sich die Gemälde der alten Meister befinden, ist äusserst merkwürdig. — Die Gemälde von Raphael, Michaelangelo, Rubens, Correggio, Titian, Rembrant, Van Dick, Dominichino, Annibal Caracis etc. lassen sich durch Betrachtung dieser göttlichen Werke nur das Grosse empfinden, aber nicht beschreiben. Die Josephinische Akademie von den anatomischen Präparaten, welche alle in Wachs, in Lebensgrösse von Direktor Fesstana, Susini und Calenznoli bewunderungswürdig mit aller Pünktlichkeit coloriert ausgeführt sind, ist allerdings sehr interessant. Viele andere Cabinete von Kunst und Natursachen sind wirklich hier in Wien merkwürdig.

Die Akademie besuchen wir fleissig und studieren nach den Antiquen und der Natur; vier Wochen lang war die Akademie zur Zeit des Krieges geschlossen. Wir erlebten hier in Wien einen höchst wichtigen Zeitpunkt: ich und mein Bruder hatten uns an das Korps der bildenden Künstler angeschlossen. Den 9. und 10. Mai war in Wien jedermann bewaffnet und alles in Wut, und auf Befehl des Erzherzogen Maximilian der ganze Landsturm von ungefähr 30 000 Mann, sogar Weiber, alles war bewaffnet; das Zeughaus in Wien war ganz geleert worden und bereitete sich ganz zum Ausbruch aus der Stadt, mit Gewehren, Sensen, Speicher, Mordsternen usw. Man machte Schanzen auf den Festungswerken der Stadt, und begab sich auf die Wälle voll des Glaubens, die Stadt zu verteidigen; Tag und Nacht war alles in grösster Bewegung. Am 10-ten waren alle Tore der Stadt geschlossen, die Franzosen versammelten sich schon in den Vorstädten, man löste von der Stadt aus Kanonen und Haubitzen in die Vorstädte. Das Korps der bildenden Künstler war an diesem Tage in das grosse Kriegsgebäude auf die Hauptwache versetzt worden, und am Abend um 9 Uhr kündigte trauervoll das Krachen der Haubitzen und Granaten, welche unaufhörlich auf einander folgten, den Untergang der Stadt an. Ganz Wien war dadurch beleuchtet und hörte immerhin das Getöse und Krachen vom Einfallen der Fenster, Balken, Steine und Kamine. Mit Schrecken und Angst erwartete jeder sein Schicksal. Dies folgte bis morgens 3 Uhr. Den 11-ten sandte man eine Deputatschaft an den Kaiser Napoleon in Schönbrunn und machte sogleich eine Kapitulation. Jedem Bürger wurde sein Eigentum gesichert, nur auf dem Land und in einigen Vorstädten war geplündert worden. Am gleichen Tag zogen die Franzosen in die Stadt und besetzten die Garnisonsdienste. Am Pfingstsonntag und Montag... den 21. Mai war eine der grössten Schlach-



ten, die jemals gewesen; dies war an der Donau, bei Ebersdorf. Weitere Erklärung in Betreff des Krieges werden Sie in Zeitungen genug sehen; es wäre hier unnötig, wenn ich dieselbe anführen wollte.

Mit Beschäftigung unserer Kunst hatten wir zwar während der unseligen Zeit einen Stillstand; wir benutzten folglich die gute Gelegenheit, das Portrait von Kaiser Napoleon zu verfertigen, machten uns bekannt mit den zwei Hoffrisiers von Kaiser Napoleon in Schönbrunn, modellierten ihre Portraits und verschafften uns so gute Gelegenheit, dass wir Seine Majestät in der Nähe bis auf 10 und 5 Schritte haben bequem sehen können. Dieses geschah bei der Wachtparade in Schönbrunn, welche alle Tage gehalten wird. Ich und mein Bruder haben es wirklich in der Arbeit und geben uns alle Mühe, diesen grossen Helden ähnlich zu machen. Ich modelliere dies Portrait in Farben, in seiner Uniform und Orden, mein Bruder macht es ganz weiss antique mit der Lorbeerkrone als Kaiser; mit guter Gelegenheit werden wir auch Kopien in die Schweiz schicken. Es würde uns sehr angenehm sein, von Dero Wohlbefinden benachrichtiget zu werden und bitten Sie, uns nie aus Ihrem Angedenken zu verlieren und Empfehlen uns Dero schätzbarer Freundschaft und Gewogenheit.»

Kehren wir nun wieder zu J. G. Müller zurück. Der Tod seines Bruders, 1809, bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben. Eine ungeheure Aufgabe erwartete ihn: die Herausgabe der sämtlichen Schriften J. v. Müllers. Dazu musste er sich aber mit allen ehemaligen Freunden des Bruders in Verbindung setzen und sie um die Zusendung von Briefen und anderen Reliquien J. v. Müllers bitten. Diese Korrespondenz ging dann oft länger als ursprünglich beabsichtigt. Manche Freundschaften J. v. Müllers wurden von seinem Bruder fortgesetzt und gehören somit eigentlich zur Lebensgeschichte von beiden. Dieser Briefwechsel wurde von der bisherigen J.-v.-Müller-Forschung meiner Meinung nach noch viel zu wenig benützt, obwohl die ehemaligen Freunde sich dabei gerne über ihre Erinnerungen vom Verstorbenen aussprachen. Wir erfahren also aus ihren Briefen an Johann Georg Müller über ihr Verhältnis zu J. v. Müller oft mehr als aus ihrer Korrespondenz mit dem Verstorbenen selber. Dies ist ganz besonders der Fall bei dem bereits erwähnten ungarischen Dichter Batsányi, und darum möchte ich jetzt etwas aus seinem Briefwechsel mit J. G. Müller mitteilen. Diese Briefe sind aus Paris datiert, zwischen 1810 und 1812. Der Dichter musste nämlich, von seinen Freimaurerfreunden gewarnt, Wien fluchtartig verlassen, als



die Franzosen sich aus Oesterreich 1809 zurückzogen. Der Grund seiner Flucht war, dass er Napoleons Proklamation an die Ungarn, wenigstens teilweise, ins Ungarische übersetzt hatte. Zur Darstellung seiner Freundschaft mit J. v. Müller sind diese Briefe schon deswegen interessant, weil er aus Paris endlich einmal frei über die Verhältnisse in Oesterreich schreiben kann. Hören Sie den ersten Brief: «Paris den 10. Febr. 1810. Hochgeehrtester Herr Professor! Ihrem öffentlich geäusserten Wunsche gemäss, habe auch ich nicht ermangeln wollen, dasjenige unter meinen Papieren für Sie aufzusuchen, was mir von der Korrespondenz unseres unsterblichen Freundes übrig blieb. Das Wenige, was ich fand, übergab ich auf meiner Reise dem würdigen Verleger seiner Werke zu Tübingen, mit der Bitte, dasselbe an Sie befördern und zugleich melden zu wollen, dass Sie damit frei und nach Belieben verfügen können... Hernach aber erwarte ich diese wenigen Reliquien um so mehr zurück, da einige darunter sind, welche meine Gabriele betreffen, oder vielmehr an sie selbst geschrieben wurden. Die übrigen ziemlich zahlreichen Briefe und Billets, die er während unsrer Bekanntschaft seit dem Jahr 1796 mir schrieb, mussten, ihres oft sehr wichtigen und interessanten Inhalts ungeachtet, vertilgt werden. Die Zeitereignisse, dann die nicht selten ganz terroristisch-treulose geheime Wienerpolizei und die damals dort mehr als herrschende Obscuranten-Partei, waren Schuld daran. Wir beide waren in Rücksicht auf literarische und politische Gegenstände, worüber Männer miteinander sprechen und ihre Meinung äussern können, gleichsam isoliert und mitten in einer so Volkreichen Stadt wahre Fremdlinge (so wie wir es wirklich schon unserm Vaterland und Geburtsorte nach Fremdlinge waren). In dieser Hinsicht hatten wir, weder er noch ich, einen anderen solchen Freund, mit dem wir unsre Gedanken hätten austauschen mögen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, Politisch verketzert zu werden. Jeder Sonnabend war zu unsern litterarisch-politischen Diskussionen bestimmt, und das angefangene Werk ‚über die Natur und Ursachen des Falls der bisherigen europäischen Staaten‘, mit dem Motto ‚Stat sua cuique dies!‘ hätte eben das Resultat davon werden sollen. Ewig schade, dass es nicht zu stande gekommen ist! Dieses Fragment werden Sie in seinem Nachlass hoffentlich gefunden haben. Ich besitze die einzige, von ihm selbst korrigierte, Copie davon. Nachdem er die Ausführung des schönen Plans aufgegeben, hatte er die Absicht, dieses Bruchstück in seine allgemeine Welthistorie, mutatis mutandis, einzuschalten. Ob er es gethan habe, weiss ich bis jetzt noch nicht...» Im übrigen



bat Batsányi J. G. Müller, im Nachlass seines Bruders nachzusehen, ob seine verlorenen Gedichte nicht da seien. Der Briefwechsel dauerte drei Jahre und umfasste ganz verschiedene Themen. Es ist u. a. interessant, dass J. G. Müller einmal versprach, das lateinische Gedicht Batsányis unter dem Bildnis J. v. Müllers in einem Band seiner sämtlichen Werke zu setzen. Vielleicht interessiert Sie das weitere traurige Schicksal des Dichters. Nach dem Fall Napoleons wurde er in Paris 1815 verhaftet, nach Oesterreich geschleppt, verurteilt und nach Linz interniert, wo er den Rest seines Lebens — 30 Jahre! — verbrachte. Diese seine jetzt entdeckten acht Briefe werden im Mai zur Jubiläumsfeier in der ungarischen literaturgeschichtlichen Zeitschrift veröffentlicht.

Das Sammeln, Ordnen und die Herausgabe der Schriften seines Bruders sowie auch die Tilgung der Schulden des Verstorbenen blieben noch Jahre lang die Hauptsorge J. G. Müllers. Inzwischen hatte er auch bei der Herausgabe von Herders Werken eine bedeutende Arbeit geleistet. Nach 1814 wurde sein Leben ruhiger: J. v. Müllers Schriften waren zum guten Teil schon gedruckt, die napoleonischen Kriege gingen zu Ende, von seiner Stelle im Kleinen Rat konnte er zurücktreten und hatte mehr Zeit für seine literarischen Arbeiten, die jetzt hauptsächlich der christlichen Dogmatik und Bibelauslegung gewidmet waren. Ausserdem konnte er sich «etwas gönnen» — wie man heute sagen würde —, er unternahm kleinere Reisen und Besuche mit seiner Frau. Diese letzten fünf Jahre seines Lebens vergingen so im stillen häuslichen Frieden. Die edlen Charakterzüge Müllers kommen nun immer klarer zum Vorschein. Heftigkeit, Rechthaberei und eine gewisse Härte — er behielt eben gerne das letzte Wort und konnte andere sogar nach vielen Jahren an begangene Fehler erinnern —, alle diese Schattenseiten seiner jüngeren Jahre treten jetzt in den Hintergrund. Innere Harmonie, Milde und Verständnis, mit einem ehrlichen Streben nach allem Guten und Wahren: das sind die Eigenschaften, die im Bild des alternden J. G. Müllers dominieren. Als Beispiel seiner echten Toleranz gelten seine Briefe an Frau v. Krüdener, Leiterin einer schwärmerischen Gruppe. Die Reformationsfeier in Schaffhausen im Januar 1819, wo er seine Gedanken über die Reformatoren in seiner Ansprache noch einmal klar zusammenfassen konnte, war, so könnte man sagen, der Höhepunkt in Müllers Laufbahn. Seine Frau Maria gibt eine rührende Beschreibung von diesem Tag, in welcher Stolz und Besorgnis um ihren alten Gatten wechseln. Sie starb noch im gleichen Jahr im Juli, J. G. Müller folgte ihr am 20. November. Es



liegt eine wunderbare innere Ruhe, etwas unsagbar Sympathisches um den alten Mann, der in stiller Trauer auf den eigenen Tod wartet, die Rosen vom Grab seiner Maria sammelt und eine Liste von geliebten Verstorbenen macht, die diese im Himmel antreffen wird, bis er dann von seinen Freunden einen liebevollen Abschied nimmt, im Glauben auf das selige Wiedersehen und sie versichert, dass Gott mit ihm immer alles gut gemacht habe. Es ist wirklich kein Wunder, dass die erste gedruckte Lebensbeschreibung Müllers als Erbauungsschrift verfasst wurde. Ich hoffe sehr, dass die Zeit für eine allumfassende Biographie bald kommen wird und bin froh, mit der Katalogisierung von Müllers Schriften die nötige Vorarbeit dazu leisten zu können.

Zur Beurteilung der ganzen Handschriftensammlung J. G. Müllers möchte ich nur noch eines hinzufügen. Neulich gab es eine grosse Sensation in Zürich: über 30 bisher unbekannte Briefe des Reformators Heinrich Bullinger wurden von einem Kirchenhistoriker veröffentlicht. Nun, darüber müssen wir uns im klaren sein, dass wir mit solchen Entdeckungen unter den Schriften des hier besprochenen Nachlasses kaum rechnen können. — Und trotzdem muss ich nochmals betonen, wie ich Ihnen mit dem neuentdeckten Brief von Mme de Staël und anderen Funden auch zu illustrieren suchte, dass wir es hier mit einer sehr wertvollen Handschriftensammlung zu tun haben, die noch manch Unbekanntes und Interessantes auf dem Gebiet der politischen, Kirchen-, Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte enthält — aus einer Zeit, die reich an neuen Ideen und welterschütternden Ereignissen war.